

\*

Didaktischer Pluralismus  
Johannes Rothe und seine Wirkung

\*

Christoph Huber

Didaktischer Pluralismus und Poetik der Lehrdichtung  
Zum ›Ritterspiegel‹ des Johannes Rothe

Der Begriff 'Pluralismus', der eine Koexistenz von verschiedenartigen Denk- und Lebensformen bezeichnet und in seinen jeweiligen Kontexten spezifiziert werden muss, scheint spontan auf mittelalterliche Verhältnisse nur schlecht anwendbar. Gerade auf dem Feld der Ethik denkt man hier zuerst an das verbindliche Weltbild, an Regelungen, die unter dem Dach der christlichen Religion ihren Platz haben mit theologisch-systematischer Aufarbeitung und bei abweichendem Verhalten mit Sanktionen verbunden sind. Aber nicht nur die historische Realität ist vielfältiger und komplexer,<sup>1</sup> auch die ethische Reflexion, die uns im literarischen Medium mittelalterlicher Lehrdichtung entgegentritt, bietet ein ganz anderes Bild. Das Scheitern der systematischen Aufrisse, das Nebeneinander von Konzepten, unvermittelte Gegensätze und Widersprüche, Systemlosigkeit als Prinzip, Brüchigkeit, Dissoziation und Klitterung sind gerade Grundzüge mittelalterlicher didaktischer Literatur und Merkmal ihrer Poetik. Ich rolle das Problem am ›Ritterspiegel‹<sup>2</sup> des Johannes Rothe auf und schließe einige grundsätzliche Überlegungen zur Poetik des Didaktischen an.

---

<sup>1</sup> Vgl. Peter Dinzelbacher, Unglaube im Zeitalter des Glaubens. Atheismus und Skeptizismus im Mittelalter, Badenweiler 2009.

<sup>2</sup> Der Text wird im Folgenden zitiert nach: Johannes Rothe. Der Ritterspiegel, hg., übersetzt und kommentiert von Christoph Huber und Pamela Kalning, Berlin, New York 2009.

## I

Rothes ›Ritterspiegel‹ gehört beim ersten Hinsehen eher zu den kompakt und geschlossen angelegten Lehrgedichten. Das Publikum junger Adliger als Adressaten ist ständisch definiert; der Autor lässt seinen Anspruch als verbindliche Lehrinstanz nie locker; der Stoff ist durch das Akrostichon des Verfassernamens in 24 Kapitel gegliedert und präsentiert sich durch diese ‚runde‘ Zahl als Programm mit umfassendem Anspruch. Die nach den Wort-einheiten *Johannes von Crvzceborg Rothe genant* gegliederten Inhalte haben eine einigermaßen schlüssige Abfolge: Den Rahmen bildet eine Spiegelallegorie, welche anthropologische Grundbegriffe bereitstellt und zur ethisch orientierten Lebensführung aufruft, für die unter den Bedingungen des Auf- und Abstiegs ein sozialer Ort gefunden werden muss. In zehn Kapiteln wird mit den sieben ritterlichen Privilegien als Schwerpunkt eine Ständelehre ausgearbeitet. Die verbleibenden elf Kapitel sind der Kriegskunst gewidmet, sie gehen ihr Thema von den Kriegsgründen und Vorbereitungen bis zum Ausgang der Schlacht oder eines Kriegszugs in etwa chronologisch durch und haben immer wieder die besonderen Aufgaben der Beteiligten, vor allem des Landesherrn, des Heerführers und seiner Soldaten im Blick.

Unterhalb der Hauptpunkte und schon in der Texteinheit des Kapitels erscheinen die Zusammenhänge oft schwierig und undeutlich; der Hörer oder Leser muss sich auf eigenwillig verlaufende Gedankenbewegungen einlassen und stößt permanent auf unerwartete Wendungen, ja Brüche. Hat der Verfasser seinen Stoff nicht recht unter Kontrolle? Man könnte das an einer beliebigen Stelle ausführen.<sup>3</sup> Wir beobachten die lockere Fügung im Aufbau, wie man sie aus dem Genre ‚Lehrdichtung‘ sehr wohl kennt – und insofern kann der ›Ritterspiegel‹ als Paradigma auch für andere Lehrdichtungen stehen –, an einem Beispiel, dem 14. Kapitel, das nach den Ständeprivilegien die kriegstechnischen Unterweisungen als neuen Hauptabschnitt einleitet.<sup>4</sup>

Unvermittelt sieht man sich einem Kriegsausbruch konfrontiert:

Rynnen di fiende in eyz land  
 Und wollin ez beroubin  
 Und thun darinne mord und brand  
 Villichte umme den cristin gloubin  
 [...]  
 So ist dez landis herrin nod,  
 Daz her da wedir fechte

<sup>3</sup> In diesem Sinne auch mein Resümee in: Wappen und Privilegien. Standessymbolik im ›Ritterspiegel‹ des Johannes Rothe, in: „Texte zum Sprechen bringen“. Philologie und Interpretation. Festschrift Paul Sappeler, hg. von Christiane Ackermann und Ulrich Barton, Tübingen 2009, S. 391–406.

<sup>4</sup> Vergleichbare Ergebnisse in den Analysen Huber (Anm. 3) zu den ersten drei Ständeprivilegien Schwert, Rind und Knecht in den Kapiteln 7–9.

Und danne zcu hulffe neme god  
und frome ritter und knechte. (V. 2221–2232)

[Wenn die Feinde in ein Land stürmen und es ausrauben wollen und darin Mord und Brand anrichten vielleicht wegen des christlichen Glaubens [...], so muss der Landesherr dagegen kämpfen und dann Gott zu Hilfe nehmen und tüchtige Ritter und Knechte.]

Woher nun die Soldaten nehmen? Söldner seien da von Nutzen, Lehnsleute aber zuverlässiger. Sie sind dem Herrn durch Eide verbunden und wohnen in seiner Nähe, müssen aber durch Freigiebigkeit langfristig bei der Stange gehalten werden (V. 2233–2248). Die Kampfbereitschaft der Soldaten sei nun nach Ambrosius gegen die Ungläubigen oder andere besonders groß, wenn sie bei den Feinden Beute machen wollen oder – seltsame Reihenfolge! – das Vaterland schützen mit seinen unschuldigen Menschen, denen die Feinde Leid zufügen und vor allem ihren Besitz rauben wollen (V. 2249–2260). Die hier genannten Motive sind materiell zugespitzt und appellieren an die Selbstbehauptung in höchster Gefahr.

Dann kommt der Lehrmeister auf einen juristischen Grundsatz zu sprechen: Vollkommene Gerechtigkeit werde nur auf dem Rechtsweg geschaffen, und wenn dies nicht möglich sei, nur dann dürfe und müsse man darum kämpfen. An dieser Stelle fällt dem Didaktiker der schon anfangs erwähnte Glaubenskrieg ein gegen Ketzer, Juden oder schlechte, abweichlerische Christen *Mit erin falschin, bosin listin* (V. 2272) ein; wer angreift, ist nicht gesagt. Die Unterweisung ist nun bei den Kriegsgründen angelangt. Mit Anleihen bei Sankt Bernhard und Augustinus werden verschiedene *causae* vorgelegt und bewertet. In einem gerechten Krieg müsse man ohne zu zaudern kämpfen und bereit sein, den Tod für den gemeinen Nutzen zu erleiden, der dann auch die Vergebung der Sünden einbringe. So sei Christus für uns gestorben, *Daz wir darvone wordin gefrist / Und wir irworbin der sunde bus*. (V. 2319f.: „...dass wir dadurch gerettet wurden und Vergebung unserer Sünden erlangten.“) Einen Tod um des Friedens und des gemeinen Nutzens willen solle man nicht allzu viel beweinen (V. 2325–2330). Dieser einleitende Abschnitt mischt auf engstem Raum stark divergierende Situationen und Argumente. Nebeneinander erscheinen Nützlichkeitsabwägungen, Rechtliches, Theologisches, Rationales und Affektives.

Mitten im Satz (V. 2331) wendet sich der Text von der Todesbereitschaft zu den Mitteln, mit denen man den Sieg erringt, und seien sie auch dubios. Ein Krieg gegen das Unrecht, also eine *causa iusta* (es heißt auch: ein um des ‘Gottesfriedens’ willen geführter Krieg, V. 2346) rechtfertige auch List und Hinterhalt (V. 2233–2244), das schade nicht, das sei durch die gerechte Sache zu kompensieren: *Daz recht kan en dez irgetzen* (V. 2340: „Das Recht kann ihm das wieder gutmachen“); der Zweck heiligt so die Mittel. Andere *causae* (*andir ding*, V. 2345) verlangten jedoch, dass der Streit offen und ehrenhaft geführt werde (V. 2345–2356). Das ist subtile Kasuistik.

Daran schließt sich das Exempel von Alexander, der den Mörder des Darius (in der Tradition sind es zwei) gegen sein Versprechen hinrichten ließ, da einem Treubruchigen die Treue nicht gehalten werden müsse. Die ungerechtfertigte und in ihren Folgen verhängnisvolle Hinterhältigkeit in einem welthistorischen Krieg rückt die feudale Treuepflicht in den Vordergrund, die zwar im Kriegsfall auf die Probe gestellt werde, aber weit darüber hinausreiche (V. 2369ff.). Wer gegen Gefolgschaft, Geleit oder Gottesfrieden verstoße, habe selbst keinen Anspruch auf Treue. Bricht ein Lehnsherr die Treue, sei auch sein Gefolgsmann von dieser suspendiert, was aber rechtskonform nur auf dem Klageweg erlaubt sei. Die Klage habe über die Räte des Herrn, sein Gefolge und schließlich in einer persönlichen Konfrontation zu verlaufen, damit die Ehre des Gefolgsmannes gewahrt bleibe (V. 2385–2400).

Das 14. Kapitel landet so auf allerlei Umwegen an einem vom Ausgangspunkt weit entfernten Ziel und spannt über das Alexander-Exempel den Kriegsfall mit Grundsätzen des Lehnsrechtes zusammen. Alles hat natürlich eng miteinander zu tun. Doch bewegt sich das Lehrgedicht eher assoziativ zwischen den Themen- und Problemfeldern. Man könnte diese Methode kritisieren, das Thema werde so nicht verarbeitet, der Didaktiker sei dazu nicht in der Lage. Aber kann das in der Form des literarischen Lehrgedichts überhaupt geleistet werden oder anders: ist das intendiert? Immerhin werden mit der Einführung von Kriegstheorie und Lehnsrecht und dem Spagat zwischen Nutzen und juristisch-kasuistischer Regulierung durchaus anspruchsvolle Diskussionsräume aufgemacht. Ich votiere dafür, die Bewegung der Argumente gerade in ihrer schwachen, assoziativen Verknüpfung ernst zu nehmen, denn unter den Brüchen versteckt sich das kulturelle Konfliktpotential. Die unpoetische Darstellung wirkt abstrakt und flach, aber in Tuchfühlung mit den Realitäten wird sie prekär. Nicht als Dichter oder Denker verdient Johannes Rothe und so mancher Didaktiker mit ihm Respekt und Beachtung, wohl aber als intellektueller Seismograph auf dem Terrain historischer Erschütterungen.

Registrieren wir nun ebenfalls an einem Beispiel die Unausgeglichenheit im Konzept, die sich bei einer Lektüre quer durch den Lehrtext ergibt. Grundlegend für Rothes Kriegs-Ethik ist, wie schon anklang, der Friedensgedanke. Nach der über Cicero/Augustinus entwickelten Theorie vom *bellum iustum* kann nur die Gefährdung des Friedens der Anlass und die Wiederherstellung des Friedens das Ziel eines rechtmäßigen Krieges sein.<sup>5</sup> Alle anderen Kriterien ordnen sich dem Friedenprinzip unter. Nun wird das

---

<sup>5</sup> Vgl. mit Literatur Pamela Kalning, *Kriegslehren in deutschsprachigen Texten um 1400*. Seffner, Rothe, Wittenwiler, München und Berlin 2006, S. 30–38 (und Sachregister *Bellum-Iustum-Lehre*).

Friedensziel auch für den Krieger und seine Motivation zum militärischen Handeln geltend gemacht.<sup>6</sup> Was heißt bei den Soldaten schon Mut?

Di rechtin, mutigin, starkin man  
Die harrin noch dem strite nicht.  
Si wöldin alz liebir frede han

Und ouch der ruwe phlegin,  
Wo en daz mochte gebörin (V. 2850–2854).

[Die rechten, mutigen, starken Männer erwarten nicht den Kampf. Sie würden viel lieber Frieden haben und sich ausruhen, wenn ihnen das schicklich wäre.]

Gerade die Mutigen seien

gerne sanftmutig  
Mit den wortin in ere rede,  
Höbisch, togintsam und ouch gutig;  
Di gerechtikeid und den frede

Habin sy lieb zcu allir zcid (V. 2857–2861).

[Dieselben sind gerne sanftmütig mit den Worten in ihrer Rede, höfisch, tugendhaft und auch freundlich. Die Gerechtigkeit und den Frieden haben sie jederzeit lieb.]

Ihnen werden die Streitsüchtigen entgegengestellt, die nur verbal und unter den eigenen Leuten Furcht einflößend aufträten. Auch die Räuber und die Verfolger der Armen und Schwachen seien in Wirklichkeit Feiglinge und würden letztlich im Kampf nicht bestehen. *Die vele ungerechtheit tribin, / Dy sint werlich rechte zcagin* (V. 2877f.: „Die ständig Ungerechtigkeit üben, die sind in Wirklichkeit rechte Feiglinge“). Hier wird nun Cicero eingeschaltet, der sagt, man solle niemals fliehen. Das wird jedoch gleich eingeschränkt für den Fall, dass der Kampf schon verloren ist. Da gebe es keine Gelegenheit mehr, sich kühn zu erweisen, das wäre nur töricht, *Dez torheit möchte man wol lache* (V. 2181–2900; zit. V. 2900). Es folgt eine Beschreibung von psychischer Stärke (*starki[r] mud*, vgl. V. 2901), die, modern gesprochen, auf Routine und gute Nerven auch bei harten Geschäften hinausläuft und mit dem ethischen Thema soviel wie nichts mehr zu tun hat.<sup>7</sup> Das Nervenkostüm zählt nämlich wie der Panzer zur militärischen Ausrüstung, welcher sich das Kapitel 17 als Hauptthema widmet. So wurde die Friedensliebe mit dem Thema Mut und in einem weiteren Schritt mit dem Erfolgsprinzip verkuppelt und aus der rechtlich-ethischen Bindung herausgelöst.

<sup>6</sup> Vgl. V. 2811: *Und stebin noch frede mit dem rechtin* („...und auf Seiten des Rechts auf den Frieden aus sind“). Im gleichen Kontext das Folgende. Vgl. V. 2930.

<sup>7</sup> Andeutung vielleicht in V. 2903: *Und sin stetikeid ist ouch gud, / Wen scharffe ding nicht betrubin* (Wir übersetzen pointierend: „...und dessen Beständigkeit sich auch im Guten bewährt und den heftige Dinge nicht betrüben“).

In einem anderen Kontext heißt es ebenfalls wertfrei bezüglich der Einstellung des Soldaten, dass der Krieg als Prüfstein seiner Stärke unentbehrlich sei:

Nymant kan wol gemerke,  
Do nicht sint strite adir kriege,  
In deme frede sine sterke;  
Manchir muste er geswige. (V. 3197–3200)

[Niemand kann im Frieden, wenn es keine Kämpfe oder Kriege gibt, seine Stärke richtig einschätzen. Mancher sollte besser von ihr schweigen.]

Nicht zufällig findet sich diese Stelle im Kapitel 19 zum Glaubenskrieg, in einem religiös-ideologisch aufgeladenen Kontext. Die Beständigkeit als Christ könne eben nur durch Herausforderung der Andersgläubigen bewiesen werden, und Friedfertigkeit habe bei den Ungläubigen, Ketzern und schlechten Christen ihre Grenze. Zu schonen ohne Wenn und Aber seien nur die guten Christen, denn Gottes Zorn würde sofort für diese Rache nehmen (V. 3169–3196). Die Zwiespältigkeit eines theologischen Friedenskonzeptes tritt vor allem dann hervor, wenn der Friedenszustand über den Tod hinaus ins Jenseits verlagert wird.<sup>8</sup>

Auch in anderem Zusammenhang erscheint Friedensliebe nicht erstrebenswert. Sie könnte die soldatische Moral untergraben: *Di eynunge vorgehit ouch reyne, / Wan man dez fredis begerit.* (V. 3607f.: „Die Einigkeit vergeht auch gänzlich, da man den Frieden begehrt.“) Diese Beobachtung steht im Kapitel 22 über längere Kriegszüge, bei denen eine Art Kriegsmüdigkeit die Stimmung in der Truppe verderben würde. Aber gleich das nächste Kapitel erinnert wieder mit Berufung auf Vegetius an das Friedensziel: *Eyn fromer ritter werdit fro, / Wan her dorch frede zcuhit us.* (V. 3739f.: „Ein tüchtiger Ritter wird froh, wenn er für den Frieden auszieht.“)<sup>9</sup> Der fundamentale Friedensgedanke wird so unterschiedlich beleuchtet und kasuistisch abgewandelt, ohne dass es zu einer konzeptuellen Aufarbeitung kommt. Eine systematisierende Rekonstruktion, die sich hier für Rothes Friedenskonzept anstellen ließe, könnte die prekären Elemente von Rothes Kriegs- bzw. Friedensverständnis schärfer beleuchten (und dabei an typische und wiederkehrende Aporien in der historischen Kriegstheorie herankommen), würde aber die Intention und die didaktische Machart des Gedichts gerade verfehlen.

<sup>8</sup> Vgl. oben zur Todesbereitschaft. Von Christus heißt es hier: *Her dirloste uns darmede, / Daz her vor uns leid di pin, / Und irwarb uns den ewigin frede.* (V. 2321–2323; „Er erlöste uns dadurch, dass er für uns Schmerzen erlitt, und erwarb für uns den ewigen Frieden.“)

<sup>9</sup> Allerdings ist hier das Friedensziel zugleich Kampfmotivation!

## II

Ich will nun versuchen, dieses systemische Defizit oder vielleicht Desinteresse an theoretischer Aufarbeitung und Systematik genauer zu fassen und in einem weiteren Schritt an seine literarischen Voraussetzungen anzubinden. Die Denkform hat wohl zu tun mit der Eigenart mittelalterlicher Kultursymbiose, dem Hang zum Additiven; man lässt vieles nebeneinander gelten, weil man es brauchen und im Notfall womöglich darauf zurückkommen kann. Als frühe Schriftkultur, welche die assimilierende Wissensspeicherung der rein mündlichen Kultur hinter sich gelassen hat, wirkt hier die Tendenz, das im Speicher der Schrift Gehortete aufzubewahren, stolz vorzuzeigen, und zugleich das Streben, Nutzen daraus zu saugen. Was man im Alltag brauchen kann, sind nicht die großen Systeme – das ist Stoff für die Konstruktionen der spekulierenden Philosophen –, sondern das Einzelne, die Fragmente, die skurrilen Funde, das Strandgut. Man braucht dieses Material nur zu ordnen und ein wenig zu präparieren, schon kann man es wieder verwenden. Der Wiederverwendung in der kulturellen Institution des Erzählens hat man im Übergang vom Mündlichen zum Schriftlichen als spezifisches „Wiedererzählen“ des Tradierten, aber mit schriftliterarisch innovativen Akzenten beschrieben (Worstbrock).<sup>10</sup> Dem stehen in den lehrhaften Diskursen analoge Befunde gegenüber, in denen sich Bewahrung und Aneignung verbinden. Dazu gehört vor allem ein freier Umgang mit den Funden, der das Eklektische nicht verleugnet. Der mittelalterliche Eklektizismus geht mit seinen Spolien nicht nur bedenkenlos und vereinnahmend um, sondern auch tolerant, er lässt das Fundstück als solches gelten und gesteht ihm ein Stück seiner ursprünglichen Identität zu.

Diese Einstellung reflektiert die Lehrdichtung präzise und in einprägsamen Bildern:

Wernher von Elmendorf: ›Moralium Dogma Philosophorum‹

In dem ältesten breiter angelegten deutschen Lehrgedicht, der Bearbeitung des lateinischen moralphilosophischen Florilegiums ›Moralium Dogma Philosophorum‹ durch Wernher von Elmendorf (um 1180), rechtfertigt der Prolog die Belehrung eines christlichen Publikums mit heidnisch-antiken Wissen, das nicht verloren gehen soll.<sup>11</sup> Er beruft sich auf den Ausspruch Salomons von den Ameisen, die ihre Nahrung sammeln, um das ganze Jahr

<sup>10</sup> Franz Josef Worstbrock, Wiedererzählen und Übersetzen, in: *Mittelalter und Frühe Neuzeit. Übergänge, Umbrüche und Neuansätze*, hg. von Walter Haug, Tübingen 1999 (Fortuna vitrea 16), S. 128–142. Wieder in: ders., *Ausgewählte Schriften*. Bd. 1. *Schriften zur Literatur des Mittelalters*, Stuttgart 2004, S. 183–196.

<sup>11</sup> Wernher von Elmendorf, unter Mitarbeit von Udo Gerdes hg. von Joachim Bumke, Tübingen 1974 (ATB 77).

genug zu fressen zu haben,<sup>12</sup> auf Matthäus, man solle ein Licht nicht unter den Scheffel stellen (5,15) und einen Schatz nicht vergraben (6,19).<sup>13</sup> Ausdrücklich bezieht der Verfasser dies auf den Didaktiker: *diz selbe gedute / get an di lute, / di di anderin wol gelerin kunnen / vnd in* [wenn sie den Schatz vergraben] *der selikeit nicht gunnen* (V. 61–64: „Dies ist zu beziehen auf Menschen, die die anderen sehr wohl belehren können, ihnen aber dieses Glück nicht gönnen“). Glückseligkeit wird im Folgenden doppelt gelehrt und doppelt verstanden. Die *heyligen voruarin* (V. 67) hätten genug für die Seelenrettung geschrieben, dem gegenüber wendet sich der Lehrdichter hier den weltlichen Angelegenheiten zu: Sein Wissen ist Lebenswissen, wie man es sehr wohl in der Antike finden könne und welches als *ere* (*honestum*) der Seele nicht schade:

nv denke ouch zcu deme libe,  
daz ez vmbewarit *niene* blibe.  
wanne wirt er in den eren erzogen,  
so blibet di sele vmbetrogen. (V. 69–72)

[Jetzt soll man auch an das Leibliche denken, dass es nicht unversorgt bleibe. Denn wenn man in Ehren erzogen wird, schadet das der Seele nicht.]

Die Aufwertung des antiken Wissens, welches Werners Publikum womöglich suspekt sein könnte, wird hier programmatisch verteidigt.

Thomasin von Zerklare: ›Wälscher Gast‹

Der Friauler Kleriker Thomasin von Zerklare verwendet im Prolog seines ›Wälschen Gastes‹<sup>14</sup> (begonnen 1215) ein Bild aus der mittelalterlichen Bau- praxis. Wie ein fachkundiger Zimmermann legt er in seines *getihtes want* (V. 111) von anderen vorgefertigte Balken kunstvoll (*mit list*, V. 111) so, dass sie zu den anderen passen. Von einem weisen Mann lässt sich der Dichter bestätigen, dass derjenige, der fremde Rede in seinem Gedicht *gevuoclîche*

<sup>12</sup> Prv 6,6ff.: *Vade ad formicam o piger, et considera vias ejus, et disce sapientiam. Quae non habeat ducem, nec praeceptorem, nec principem, parat in aestate cibum sibi, et congregat in messe, quod comedat* (Vulgata, zitiert nach dem Clementine Text Project, <http://vulsearch.sf.net>); „Geh hin zur Ameise, du Fauler, sieh an ihr Tun und lerne von ihr! Wenn sie auch keinen Fürsten noch Hauptmann noch Herrn hat, so bereitet sie doch ihr Brot im Sommer und sammelt ihre Speise in der Ernte“ (Die Bibel nach der Übersetzung Martin Luthers. Württembergische Bibelanstalt, Stuttgart 1968).

<sup>13</sup> Mt 5,15: *neque accendunt lucernam, et ponunt eam sub modio* (Vulgata [Anm. 12]); „Man zündet auch nicht ein Licht an und setzt es unter einen Scheffel“ (Luther [Anm. 12]). Mt 6,19: *Nolite thesaurizare vobis thesauros in terra: ubi aerugo, et tinea demolitur: et ubi fures effodiunt, et furantur* (Vulgata [Anm. 12]); „Ihr sollt euch nicht Schätze sammeln auf Erden, wo sie die Motten und der Rost fressen und wo die Diebe nachgraben und stehlen.“ (Luther [Anm. 12]).

<sup>14</sup> Der Wälsche Gast des Thomasin von Zirclaria, hg. von Heinrich Rückert, Eineitung und Register von Friedrich Neumann, Berlin 1965 (Deutsche Neudrucke).

(passend) einzusetzen vermag, nicht weniger leiste als der, der sie zuerst erfand: *der vunt ist worden sîn zehant* (V. 122).<sup>15</sup> Gar nicht selbstherrlich zitiert hier Thomasin eine andere Autorität.<sup>16</sup> Das Vorgefundene wird nicht einfach vereinnahmt, sondern – diese Pointe sollte nicht übersehen werden – dem Vorgänger muss Respekt und Anerkennung gezollt werden:

ez ist in mînem willen wol  
daz man sîn rede stætigen sol  
mit ander frumer liute lêre:  
niemen versmæher, daz ist êre (V. 122–126).

[Ich wünsche es durchaus, dass man seine Rede untermauert mit der Lehre anderer tüchtiger Leute. Wenn man niemanden verachtet, bringt das Ehre.]

Die Reverenz vor den Vorgängern wird so mit der Eigenleistung ausbalanciert.<sup>17</sup> Auch der Prolog zum IX. Buch (1216), der im Gespräch mit der vom Schreiben erschöpften Feder die Mühen und die gesellschaftliche Verpflichtung eines *durch nôt* („aus innerer Notwendigkeit“) arbeitenden Dichters ausführt, betont zugleich seine Verpflichtung an die Vorgänger in der Schrifttradition. Gerade deren Bedeutung widerlege den Vorwurf, dass Literatur etwas Überflüssiges und Vergebliches sei:

du sprichest daz der wirt enwiht  
der sich verlezet an getiht:  
wær man niht bî der alten zît  
alsô enwiht worden, sît  
wær niht sô vil vrumer man gewesen,  
sô wir an den buochen lesen.  
wir wærn ouch nu gar enwiht,  
wan wir vunden geschriben niht  
dâ bî man neme bilde und sinne. (V. 12295–303)

[Du (Feder) sagst, dass der sich umsonst aufarbeite (wörtlich: zu einem Nichts werde), der sich auf Dichtung einlässt. Hätte man sich nicht in alten Zeiten so aufgearbeitet, dann hätte es später nicht so viele tüchtige Männer gegeben, wie wir das in den Büchern lesen. Wir wären auch jetzt ein reines Nichts, weil wir nichts Schriftliches vorfänden, an dem man sich ein Beispiel nehmen und zu Vernunft kommen könnte.]

<sup>15</sup> Der poetologische Terminus ‘vunt’ deckt dabei sowohl ‘Erfindung’ als auch ‘Auffindung’ ab.

<sup>16</sup> Der Satz steht im Zitat: *dâ von sprach ein wise man / swer geuoclichen kan / setzen in sîme getiht / ein rede die er machet niht, / der hât alsô vil getân, / dâ zwîvelt nihtes niht an, / als der derz vor im êrste vant. / der vunt ist worden sîn zehant.* (115–122); „Daher sprach ein weiser Mann: ‚Wer passend in seinem Gedicht eine Rede einfügen kann, die er nicht selbst verfertigt hat, hat ebensoviel getan wie derjenige, der sie als erster fand. Der Fund ist in diesem Moment sein Eigentum geworden.‘“, die Herkunft des Zitates ist mir nicht bekannt.

<sup>17</sup> Rückert liest V. 126 nach A („Einer, der niemanden herabwürdigt, handelt ehrenvoll“). Andere Handschriften (DN) haben glatter verbal *versmaehen* (S. 425). Oder in negativer Wendung: *Versmaecht man si* [die Lehre oder die Lehrer] *daz ist uner* (M usw.).

Hugo von Trimberg: ›Renner‹

Ein Seitenblick auf das nächste deutsche enzyklopädische Lehrgedicht, den ›Renner‹ des stadtbürgerlichen Schulmeisters Hugo von Trimberg<sup>18</sup> (Abschluss um 1300), zeigt die Aufnahme und Abwandlung der Wiederverwendungs-poetik. Der Sammeltopos wird aufgerufen im Titel ›Samener‹ des Vorläufergedichts, das in den ›Renner‹ eingegangen ist (V. 24588-605). Die Titelallegorie des Folgewerkes dreht die Sicht gerade um. Jetzt ist es der Text, der, nur mühsam vom Reiter gelenkt, durch die Welt schweift und sich einer kaum überschaubaren Fülle des Vorfindlichen gegenüberstellt.<sup>19</sup> Zu entdecken ist dabei auch ein heterogenes Schrifttum, das nach dem Wabe-Honig-Modell sortiert wird, hier aber nicht im Sinne der Schrift-Hermeneutik, sondern einer Einteilung nach unterschiedlich nützlichen Materialien.

Honicseim bediutet der heiligen lère,  
Der heiden sprüche habent ouch ère  
Und sint manegen enden wert  
Als wahs, dâ man niht honiges gert. (V. 24508-511)

[Honig bedeutet die Lehre der heiligen Christen; aber auch die Sätze der Heiden bringen Ansehen und sind in vielerlei Hinsicht wertvoll wie das Wachs, wenn man nicht nach Honig verlangt.]

Es wird dem Verbraucher sogar freigestellt, sich mit dem für ihn Nützlichen zu bedienen und das Übrige zurückzustellen: *Swer sich nu wol verrihten kan / Ūz disen zwein, der werfe hin dan, / Swaz er vinde daz im niht fūege* (V. 24512-514: „Wer sich nun aus diesen beiden gut bedienen kann, der stelle von seinen Funden all das zurück, was ihm nichts nützt.“). Bemerkenswert, dass hier zwischen den beiden Bereichen von Lehre nicht unterschieden wird! Die Passage ist in der Gegend des Epilogs überliefert, die auch andere poetologische Textblöcke versammelt, mit denen die Redaktionen selektiv umgehen.<sup>20</sup> Hugo deutet hier einen freien Umgang mit Versatzstücken an, den die variante Überlieferung tatsächlich praktiziert<sup>21</sup> und später Johannes

<sup>18</sup> Vgl. Hugo von Trimberg, *Der Renner*, hg. von Gustav Ehrismann. Mit einem Nachwort und Ergänzungen von Günther Schweikle, 4 Bde., Berlin 1970 (Deutsche Neudrucke).

<sup>19</sup> Christoph Huber, *Bemerkungen Hugos von Trimberg zum Reisen*, in: *Reisen und Welterfahrung in der deutschen Literatur des Mittelalters*, hg. von Dietrich Huschenbett und John Margetts, Würzburg 1991 (Würzburger Beiträge zur deutschen Philologie 7), S. 110-124, hier S. 121-123.

<sup>20</sup> Nützlichkeitspoetik in einer auf V. 24484 folgenden Passage, Ehrismann im Apparat und V. 24485ff.; Einfältigkeitspoetik, in der sich der Autor nach Barlaams Esel mit dem Eselswappen ausstattet (V. 24494ff.); Programmatisches zu Deutsch-Latein (V. 24504ff. im Apparat), zur poetischen Form (V. 24516ff.).

<sup>21</sup> Grundsätzlich zur Überlieferungsgeschichte des ›Renner‹ Rudolf Kilian Weigand, *Überlieferung, Quellenabhängigkeit und Struktur einer spätmittelalterlichen Lehrdich-*

Vorster in einer radikalen Neuordnung des Textmaterials nach Zettelkastenart auf die Spitze treiben wird.<sup>22</sup>

Ich sehe in diesen Reflexionen des Didaktikers auf seine literarische Kompilationstechnik, der gewisse Freiheiten der Reorganisation in der Rezeption entsprechen, die Umriss einer Wiederverwendungs-Poetik. Die Sammlung und Schichtung heterogener Quellen des Wissens gilt nicht nur zeitlich, sondern auch systematisch. Durchaus verschiedene und nicht einfach zu verrechnende Diskurse finden nebeneinander Platz, vor allem Theologie, Recht, Naturkunde und sonstige Sachgebiete des Unterrichts im Rahmen der *Artes liberales* wie auch der fortgeschritteneren Studien. Dieses Heterogene wird gebündelt in einer schwer zu fixierenden ethischen Perspektive. Dabei deutet sich auch eine gewisse Beliebigkeit an. Entscheidend ist das Kriterium der Brauchbarkeit, das heißt für das Publikum der Nutzen und Lebensbezug. Neben dem *utile* bestehen aber die Verfasser auch auf einem formalen Kunstanspruch, Kritik an der literarischen Form wird zugelassen, so jedenfalls Thomasin und Hugo von Trimberg. Die Form ist nicht Selbstzweck, sondern will Lebensform vermitteln, Verbesserung dient letztlich dem Zweck der Besserung.<sup>23</sup>

Die Quellenklitterung und inhaltliche Buntheit schlägt sich so nieder in einer strukturellen Heterogenität der Texte. Markenzeichen ist der Collage-Charakter der größeren didaktischen Dichtungen, bei den Kleinformen gilt Entsprechendes im Sammlungskontext. Abwechslung wird gewünscht, Abschweifen ist eine Tugend, das Kürzen oder Auffüllen von Materialien bereitet keine Skrupel. Prologe und selbstreflexive Exkurse formen da eine Schicht, die sich auf Fragmenten didaktischer Poetik zusammensetzt. Das Form-Repertoire kann ich hier nicht auflegen, es ist in seinen Elementen bekannt. Zu erwähnen ist aber, dass dessen literarhistorische Dynamik vielfach noch der Bearbeitung harret. Ich deute lediglich an:

---

tung, Wiesbaden 2000 (Wissensliteratur im Mittelalter. Schriften des SFB 226 Würzburg/Eichstätt 35). Zu Hugos Quellenverarbeitung dort S. 231–280.

<sup>22</sup> Henrike Lähnemann, Der 'Renner' des Johannes Vorster. Untersuchungen und Edition des cpg 471. Tübingen, Basel 1998 (Bibliotheca Germanica 39).

<sup>23</sup> Thomasin zur formalen Besserung im Prolog: *ich bin von Friûle geborn/und lâze gar âne zorn/swer âne spot mîn getiht/und mine tiusche bezzert iht* (V. 71–74: „Ich stamme aus Friaul und lasse es ohne Zorn geschehen, wenn einer mein Gedicht und mein Deutsch irgendwie verbessert.“). Zur 'Besserung' durch Befolgung der Ratschläge im Leben vgl. folgende Passage des Epilogs: *er sol ouch mit guoter tât/bezzern swaz er hât/an mînem buoche gelesen,/des sol er ermant wesen* (V. 14635–637: „Er soll auch alles mit guter Tat besser machen, was er in meinem Buch gelesen hat; dazu sei er ausdrücklich aufgefordert.“).

## Zitate

Das Zitat, explizit oder verdeckt, fungiert als Text im Text und ist im Gesamtgewebe identifizierbar, für den Kenner auch in verdeckter Form. Eine exaktere Verweisteknik im Text oder am Rand der Handschrift (wie in den alten Fragmenten Wernhers von Elmendorf<sup>24</sup>) bürgert sich von Fall zu Fall ein. So gibt Rothe neben Werktiteln sogar Buchangaben an, einmal steht ein zusätzlicher Randverweis auf Vegetius in der Handschrift.<sup>25</sup>

## Mündliche Reservoirs

Neben dem literarisch tradierten gelehrten Wissen werden auch mündliche Reservoirs angezapft. Eine Gattung wie der Sangspruch, die zunächst in der Aufführung lebt und den mündlichen Vermittlungsgestus pflegt, entwickelt auch die schriftliche Legitimierung, die mit der Berufung auf Gelehrtheit einhergeht. Die Konkurrenz beider Strategien, die soweit möglich auseinandergelassen werden sollten, müsste als doppelte Fundierung didaktischer Poetik noch schärfer herausgearbeitet werden. Als Autoritätsgarant aus den mündlichen Wissensspeichern fungiert das Sprichwort, das aber auch, wie bei Freidank, autorisiert auftreten kann. Auch der mit Gelehrtheit nicht zurückhaltende Rothe greift in dieses Fach: *Man werdit houbtsiech / Vil dicke von bosir geselschaft, / Dit ist eyn aldīs sprichwort* (V. 132–134). Die gleiche Wendung kursiert z. B. im Sangspruch als *spruch*, den es *bi den alten* gab (Frauenlob-Corpus).<sup>26</sup>

## Exempel-Sammlungen

‘Fündig’ wird der Didaktiker in den Exempel-Sammlungen mit alttestamentlichen, antiken und neueren Stoffen. Nicht alle, aber Thomasin und Hugo von Trimberg bereichern ihr Repertoire mit narrativen Stücken aus dem Fabel- und Mären-Fundus mit mehr oder minder starker erzählerischer Ausgestaltung und setzen dabei ihre Akzente.<sup>27</sup> Andere wie Rothe im ›Ritterspiegel‹ lassen diese Möglichkeit aus. Wieweit und auf welche Art nutzen die Didaktiker das narrative Register mit seiner Tendenz, ein schlichtes *fabula docet* zu unterlaufen?

<sup>24</sup> Lateinische Quellenzitate am Rand der Berliner Fragmente, hg. von Bumke (Anm. 11), S. XVIII und Abb. 1.

<sup>25</sup> Huber/Kalning (Anm. 2), Abb. 4, S. 468.

<sup>26</sup> Belege bei Huber/Kalning (Anm. 2), S. 280.

<sup>27</sup> Zum ›Renner‹ Weigand (Anm. 21), S. 255–266.

### Ironie und Satire

Ironie und Satire können Zeitkritisches in ein provokantes Licht setzen und das Publikum bei der Stange halten. Sogar Johannes Rothe lässt sich mitunter zu humoristischen Äußerungen hinreißen, wenn z. B. die Standeskritik im Kapitel 20 die Standeskritik des Petrus von Blois in seinem Brief 94 ausmalend und übertreibend aufpoliert.

### Rahmenstrukturen

Eine technische Grundentscheidung in der Konstruktion umfangreicherer lehrhafter Texte, von der viel abhängt, liegt in der Wahl des Rahmens. Entscheidet sich der Didaktiker für eine abstrakte Lösung? Orientiert er sich am Tugendbegriff (Thomasin) oder an der Lasterreihe (Hugo)? Rahmt er bildlich (wie Hugo in seiner Eingangsallegorie) oder setzt er von vornherein ein System-Bild an (Jacobus des Cessolis)? Wird ein narrativer Rahmen mit fiktionalen Zügen ausgespannt wie in den Reiseallegorien des lateinischen 12. Jahrhunderts (Alanus ab Insulis, Johannes de Hauvilla und viele Spätere), in der erotisch prickelnden Liebeshandlung des ›Rosenromans‹ oder – eine freche, hybride Konstruktion – im Bauernschwank des Heinrich Wittenwiler? All diese Lösungen halten Spielräume der Variation offen.

Ich breche hier das Register ab und möchte noch eine Frage zu den Anfängen bei Thomasin formulieren: Wo holt der dreißig Jahre junge Mann sich nicht nur die Balken, sondern auch die Bautechniken für seine imposante Klitterung her, die zumindest im Deutschen ohne Vorläufer ist und auch im Lateinischen kein vergleichbares Gegenstück hat? Ästhetisch ist sein Gedicht jedenfalls ein geordnetes Durcheinander, dessen Nutzen und Reiz für den mittelalterlichen Rezipienten vor allem in der vielfältigen Umsetzung des Heterogenen in die Lebenswelt liegt; ein moderner Leser, dessen Welt eine andere ist, mag sich vor allem am Detail, an den Bruchstellen und den Leeräumen dazwischen erfreuen.

Während bei Thomasin und Hugo die deutsche Literaturtradition einen wichtigen Resonanzboden für die Lehre und für poetologische Alternativen bereitstellt, findet sich dazu im ›Ritterspiegel‹ kaum eine Andeutung.<sup>28</sup> Rothe fehlt hier jede Spur von Selbstreflexivität. Beim bunten Gewand des Ritters (Kap. 11), das die Vielzahl der zu erwarteten Tugenden ausdrückt, hätte er doch – unbescheidener Wunsch – auf seine pluralistische Poetik eingehen können! Stattdessen strebt das Kapitel trotz der Buntheit als Hauptthema immer wieder auf das Postulat der Einheit des Tugendbegriffes zu.

Man kann aus der Not eine Tugend machen, aber auch umgekehrt. In der älteren Forschung findet sich das Bild, der Didaktiker leiste nicht viel mehr, als seinen Schulsack auszuschütten; entsprechend das Resultat. Dieser Ein-

<sup>28</sup> Die Parallelen sind rein inhaltlich.

druck lässt sich nicht einfach zur großartigen ästhetischen Leistung umstilisieren. Dennoch: Der Umgang der didaktischen Gattungen<sup>29</sup> mit pluralistisch vielfältigen Inhalten und Methoden ist nicht nur das Ergebnis von Unvermögen, sondern hat Prinzip und ist Ausdruck einer Poetik: Kalkulierte oder in Kauf genommene Brüchigkeit, Inkohärenz, Spielräume des Assoziativen, Einladung an das Publikum zur Mitwirkung – diese Voraussetzungen lassen eine durchlöchernte Textwelt entstehen, die den Blick auf Lebensformen dahinter, ihren Anspruch und ihre gefährdete Verbindlichkeit freigeben will.

---

<sup>29</sup> Man vergleiche den Sammelband zu folgendem besonders disparaten Spektrum: Literarische Formen des Mittelalters. Florilegien, Kompilationen, Kollektionen, hg. von Kaspar Elm, Wiesbaden 2000 (Wolfenbütteler Mittelalter-Studien 15).